

Autor/en: Schlör, Katrin.
Titel: „Wo is´n dein papa? – Im skype, ne? Doing family und intergenerative Medienbildung im Kontext von Multilokalität.
Quelle: merz. medien + erziehung. 56. Jahrgang, Heft 06/12. München 2012, S. 57-66
Verlag: kopaed.

Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

Die Zahlen in eckigen Klammern kennzeichnen das Seitenende der Originalausgabe.

Katrin Schlör

„Wo is´n dein papa? – Im skype, ne?“

Doing family und intergenerative Medienbildung im Kontext von Multilokalität

1 Einführung

Trennung, internationale und innerdeutsche Migration sowie steigende Entgrenzung der Erwerbsarbeit bedingen eine zunehmende Multilokalität von Familien, die immer häufiger mit Hilfe medienbasierter Praktiken bewältigt wird. Der vorliegende Beitrag versteht sich als eine empirische Annäherung an dieses Phänomen. Auf Basis von Interviewauszügen zeigt er auf, wie Familien in multilokalen Lebenszusammenhängen ihre Lebenslage mittels medialer Kommunikation, Rezeption und aktivem Medienhandeln gestalten und bewältigen. Im Anschluss verweist er sowohl auf das Potenzial intergenerativer Medienbildung im Kontext von multilokal-familialem Medienhandeln als auch auf dessen Grenzen und stellt die Wichtigkeit einer intensiven empirischen wie praktischen Auseinandersetzung mit dem Thema Familie, Multilokalität und Medien dar.

Die vorgestellten Ergebnisse beziehen sich auf einen Teilbereich der qualitativ-empirischen Studie *Mediensozialisation und Medienerziehung in belasteten Lebenslagen*, die als Promotionsprojekt an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg durchgeführt wird¹. Methodologisch basiert das Forschungsprojekt auf dem Forschungsstil der Grounded Theory Methodology (vgl. Strauss/Corbin 1996). Die vorliegenden Daten beruhen auf Besuchen in fünf von insgesamt sieben Familien,

1 Das Projekt wird seit 2011 durch die Forschungsförderungsstelle der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg finanziell unterstützt.

in deren Rahmen unter anderem Gruppengespräche mit der im Haushalt lebenden Familie geführt und Beobachtungsprotokolle erstellt wurden. Im Laufe der Erhebung und parallelen Auswertung anhand [57] des Kodierverfahrens nach Strauss und Corbin (vgl. ebd., S. 39 ff.) gewann die Kategorie „Bewältigung mittels Medien“ an Bedeutung. Eine Ausprägung stellt dabei die „Bewältigung einer multilokalen Lebenslage“ dar. Um die Ergebnisse zu verifizieren, wurde das theoretische Sampling um weitere multilokal lebende Familien erweitert. Dennoch zielten die narrativen Gespräche nicht auf die multilokale Lebenssituation ab, sondern basierten auf allgemeinen Gesprächsimpulsen zu Familienleben und Medienpraxis.² Abbildung 1 stellt die im Text erwähnten Familien kurz vor.

Familie	Familienmitglieder im Haushalt (Alter)	Multilokalität-Faktoren
Cullen	Janine (32), Lola (12), Tony (10)	Trennung der Eltern; neuer Partner lebt in eigenem Haushalt
Covo	Sabine (38), Miranda (11), Leonie (8)	Trennung der Eltern; Wochenendbeziehung zum neuen Partner; Großeltern väterlicherseits wohnen in Italien
Friedenberg	Ella (34), Julia (11)	Großeltern leben ca. 600 km entfernt
Güneş	Mikael (38), Gül (38), Melek (15), Samanta (9), Bülent (5)	Großeltern mütterlicherseits leben in der Türkei; temporäre Remigratio in der Türkei väterlicherseits (mehrere Monate in der Türkei; mehrere Monate in Deutschland)
Wolf/Eman	Monika (37), Annika (8), Röschen (6), Thomas (3)	Räumliche Trennung von Vater (Mamdouh Eman), der mehrere Monate im arabischen Raum arbeitet und lebt (living apart together)

Abbildung 1: Kontextinformationen zu den vorgestellten Familien

2 Multilokalität als Phänomen der Entgrenzung von Familie

2.1 Ursachen für multilokale Familienkonstellationen

Wird Familie nach Peuckert als Lebensform begriffen, „die mindestens ein Kind und ein Elternteil umfasst und einen dauerhaften und im Inneren durch Solidarität und persönliche Verbundenheit charakterisierten Zusammenhang aufweist“ (Peuckert 2007, S. 36), so bedarf Familie keines gemeinsamen Wohnraumes. Seit Mitte der 1960er Jahre haben multilokale Familienformen aufgrund der Pluralisierung und Individualisierung der Lebensführung an Bedeutung gewonnen. Dazu zählen bei-

² Für diesen Beitrag nur am Rande berücksichtigt werden die Daten der zweiten Erhebungsphase, in der aktuell drei Familien aus Erhebungsphase 1 über einen längeren Zeitraum begleitet werden.

spielsweise Familien mit nicht-ehelicher Elternschaft, living apart together³-Familien, Ein-Eltern-Familien, Stieffamilien und Pflege- oder Adoptivfamilien (vgl. ebd., 5. 36 ff.). Hinter dem vermeintlichen Zerfall der Familie verbirgt sich vielmehr ein Wandel der Institution hin zu „haushaltsübergreifenden sozialen Netzwerken“ (Schier 2009, S. 55). Nach Lück lassen sich verschiedene Formen und Ursachen für Multilokalität in Familien unterscheiden (vgl. Abb. 2)

2.2 Belastung durch multilokale Lebensarrangements

Multilokale Familienformen können selbst gewählt sein. Häufig stellen sie jedoch aufgrund struktureller Begebenheiten das ‚kleinere Übel‘ dar. Die emotionale, finanzielle oder gesundheitliche Belastung, die in betroffenen Familien einhergeht, ist ein wichtiger Forschungsgegenstand, der bislang nur wenig untersucht wurde. Dabei unterscheiden sich die Folgen sowohl nach Art der multilokalen Lebenslage und der Häufigkeit sowie Frequenz räumlich kopräserter Zeiten als auch nach dem Grad der Handlungsfähigkeit und Mitsprache an [58] der Lebensgestaltung. Diese ist bei Kindern häufig gering. Die folgenden Ausschnitte aus dem empirischen Material der Studie *Mediensozialisation und Medienerziehung in Familien in belasteten Lebenslagen* zeigen, wie sie Multilokalität als emotional belastend empfinden können.

Formen von Multilokalität	Ursachen für Multilokalität	Gesellschaftliche Rahmenbedingungen
life course-related multilocality	Paar-Beziehungen und evtl. Elternschaft vor Zusammenziehen	Kultureller Wertewandel; Individualisierung (Ausbildung und ökonomische Unabhängigkeit)
job-related multilocality	berufliche Mobilitätsansprüche	Ökonomische Globalisierung; Liberalisierung der Märkte; Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse
family-related multilocality	Trennung/Scheidung	Wandel in den Geschlechterrollen; sozialstaatliche Absicherung; Kultureller Wertewandel
lifestyle-related multilocality	Individualisierung	Akzeptanz unkonventioneller Lebensarrangements; Pluralisierung der Lebensformen

Abbildung 2: Formen, Ursachen und gesellschaftliche Rahmenbedingungen multilokaler Lebenslagen (vgl. Lück 2011, eigene Darstellung in Tabelle)

Während bei Melek und Thomas die große räumliche Distanz das Gefühl des Vermisstens hervorruft, leidet Tony unter der endgültigen Trennung seiner Eltern, die für ihn ein Pendeln zwischen den Haushalten und den (Medien-)Kulturen bedeutet.

3 Leben in Partnerschaft, aber mit zwei Haushalten

Melek: [...] und jetzt sind sie auch in der Türkei meine Oma und Opa wir vermissen sie alle (-) sind schon seit sechs Monaten, fünf Monaten oder so dort

Thomas: Mama, wann können wir dann mit Papa hier bleiben?

Monika Wolf: Papa kommt bald

Thomas: ((fröhlich) JA!)

Monika Wolf: Ja? Genau. Na die vermissen es schon manchmal. Aber eigentlich so viel reden wir nicht drüber

Frau Cullen: [...] und der TONY hat so ein bisschen grad seine eigenen Probleme [...] für Tony ist das auch ein bisschen schwieriger mit dem Tobias {neuer Partner der Mutter}, ich glaube er kann ihn trotzdem ganz gut leiden. Der hat sich eigentlich bis jetzt immer so gewünscht, dass es vielleicht klappt mit Mama und Papa wieder, was ich aber immer gesagt habe das wird nicht

Für Miranda hingegen ist das Thema Trennung eng mit einer räumlichen Trennung verbunden. Sie hat Angst vor einer erneuten Entwurzelung und wehrt sich gegen einen Zusammenzug mit dem neuen Partner der Mutter.

Miranda: Ihr habt euch schon SO oft gestritten und das kommt IMMER WIEDER vor

Frau Covo: Das mach mir auch weiterhin

Miranda: Ja also, und warum soll mir dann zusammenziehen, irgendwann mal ist es sowieso aus und dann können WIR uns wieder eine Wohnung suchen

Für Familien, besonders für Kinder, können Umstellungen auf multilokale Familienarrangements kritische Lebenssituationen darstellen, die sie bewältigen müssen. Lebensbewältigung bedeutet nach Böhnisch und Schröder „das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit“ in Lebenskonstellationen, die „von den Subjekten dann als kritisch erlebt werden, wenn die bislang verfügbaren personalen und sozialen Ressourcen für die Bewältigung nicht mehr ausreichen“ (Böhnisch/Schröder 2001, S. 221). Zu beachten ist hierbei das Zusammenspiel der personalen Betroffenheit und der Lebenslage der Subjekte, das Bewältigungsmuster ermöglichen oder behindern kann (vgl. ebd., S. 221 f.). Folglich ergibt sich aus jenen kritischen Situationen auch immer eine Chance, das Problem erfolgreich zu lösen und individuelle wie familiäre Bewältigungsressourcen auszubauen. Dies verweist auf das Bildungspotenzial, das der Lebensbewältigung innewohnt. Um Handlungsfähigkeit zu bewahren oder zu erlangen, müssen Betroffene neue Strategien entwickeln, um ihr Bewältigungsspektrum und ihren Handlungsspielraum zu erweitern. Jene familialen Praktiken und Bildungsressourcen insbesondere hinsichtlich Medien stehen im Fokus der folgenden Kapitel.

3 Medien als Bewältigungsressource multilokaler Familienarrangements

3.1 doing statt being – Familie als Herstellungsleistung

Ausgehend von der Pluralisierung der Haushalts- und Familienformen kann mit Jurczyk, Schier, Szymenderski, Lange und Voß (vgl. 2009, S. 64 ff.) in Anlehnung an das

Konzept der Entgrenzung von Arbeit von einer „Entgrenzung von Familie“ gesprochen werden. Unter einer Familie ist nicht eine vermeintlich naturgegebene oder rechtlich bestimmte Gruppe von Menschen zu fassen, sondern ein anspruchsvolles Netzwerk an Fürsorgebeziehungen. „Familie muss dabei“, so Schier, „umso mehr gestaltet werden, je komplexer und dynamischer das haushaltsübergreifende Netzwerk ist und je heterogener die Lebenslagen der einzelnen Familienmitglieder sind.“ (Schier 2009, S. 55) Statt „being in a family“ erfordert „doing family“ ein hohes Maß an Partizipation (vgl. Silva/ Smart 1999, S. 8). Grundvoraussetzungen für ein gelingendes doing family sind Gelegenheiten wie gemeinsam verbrachte Zeit, stabile Rahmenbedingungen, das Erbringen körperlicher, mentaler und emotionaler Leistungen sowie das Vorhandensein räumlicher Kopräsenz. Medien sind in diesen Herstellungsprozessen integraler Bestandteil, ob als Gesprächsstoff, Instrument zur Familienorganisation oder Gegenstand von familialen Unternehmungen (vgl. Jurczyk/Keddi/Lange/Zerle 2009, S. 9 ff.). Besonders in multilokal lebenden Familien stellt die Entwicklung neuer an die Lebenslage angepasster Alltagspraktiken eine Herausforderung dar, die beispielsweise über ein „virtuelles“ doing family realisiert werden kann (vgl. Schier 2009, S. 64).

3.2 Mediale Herstellungspraktiken multilokaler Familien

Die Bedeutung medialer Herstellungspraktiken von Familie vor dem Hintergrund eines multilokalen Alltags ist bislang besonders im deutschsprachigen Raum empirisch kaum untersucht worden. Hervorzuheben ist Langes Auseinandersetzung mit der Mediennutzung in multilokalen Mehrgenerationenfamilien (vgl. Lange 2009) sowie Publikationen, die sich mit dem Spannungsfeld Medien und Migration befassen. So verweist beispielsweise Eggert auf die Bedeutung von Neuen Medien als Brücke zwischen Migranten und ihrem Herkunftsland (vgl. Eggert 2010). Wenngleich die Forschung in erster Linie Kommunikation im Umfeld von Migration in den Blick nimmt, werden im Folgenden im Sinne eines ganzheitlichen Blicks auf mediale Praktiken verschiedenste Bewältigungsstrategien empirisch rekonstruiert. Neben dem Kommunizieren beschreiben die kommenden Textpassagen die Bewältigung von Multilokalität zum einen über mediale Rezeption im Kontext von Migration, zum anderen über aktives und produktives Medienhandeln am Beispiel von Computerspielen, Musik und Fotografie.

3.2.1 Bewältigungsstrategie: Kommunizieren

Besonders für Familien mit wenig räumlich kopräsenten Zeiten stellt das Kommunizieren eine wichtige Praktik zur Herstellung von Familie dar. Nach Madianou und Miller (vgl. 2012, S. 107 ff.) lassen sich drei Kommunikationsformen unterscheiden. *Voice-based communication* findet heute meist ortsunabhängig und kostengünstig statt. Julia nutzt beispielsweise das Telefon, um mit ihrer entfernt lebenden Großmutter Zeit zu verbringen.

Julia: ich mach ganz viel mit meiner oma. die wohnt zwar in süddeutschland aber ich telefonier oft mit der, oder spiel der was aufm cello vor, wenn ich grade übe oder frag die, wenn ich ne matheaufgabe nich verstehe, ruf ich auch manchmal an oder so was

Forschungsergebnisse zu Beziehungen zwischen Kindern und Großeltern bestätigen, dass hier nicht besondere, sondern alltägliche Aktivitäten von Bedeutung sind. Die beschriebene Medienpraxis knüpft an Langes These an, dass Medien im [60] Umgang zwischen den beiden Generationen eine tragende Rollen spielen könnten (vgl. Lange 2010, S. 66). So tauschen Julia und ihre Großmutter trotz großer Distanz Fürsorgeleistungen aus, die essenziell für die Herstellung von Familie sind. Der beschriebenen Situation inhärent sind Bildungsprozesse auf beiden Seiten, die über die reine Vermittlung von mathematischen oder musischen Fähigkeiten hinaus gehen und eine bedürfnis- und lebenslagenorientierte Mediennutzung beinhalten, wenngleich sich diese auf das vergleichsweise ‚alte‘ Medium Telefon beschränkt.

Als zweite Kommunikationsform führen Madianou und Miller die *text-based communication* an (vgl. 2012, S. 109 ff.). Ein Blick zurück weitert den Horizont, was Neue Medien heutzutage leisten können. Familie Güne⁵ veranschaulicht die Bewältigung multilokaler Beziehungen vor knapp zwei Jahrzehnten:

Herr Güneş: obwohl wir verheiratet warn ham wir zueinander gesagt, du es gibt telefon, es gibt auch andere sachen. wir ham gesagt, als wir ein jahr lang auseinander waren [...]

Melek: [...] wie romeo und Julia. die ham sich briefe geschrieben

Herr Güneş: wir ham uns briefe geschrieben und ham gesagt, wir schreiben uns die briefe und des möchten wir leben

Frau Güneş: auch telefonieren [...] brief ist schöner, andere eher (--) viele schreiben brief

Herr Güneş: weißt nicht immer was du schreiben sollst

Frau Güneş: aber telefonieren „wie geht’s?“ „gut“ {lacht} nicht viel sprechen beim telefonieren

Herr Güneş: aber aufm brief kann mr mehr schreiben

Frau Güneş: ja

Melek: und mehr gefühle ausdrücken als am telefon

Herr Güneş: ja (--) so sind unsre medien

Bei der Entscheidung zwischen dem interaktivspontanen Medium Telefon und dem zeitversetzten Verfassen von Briefen, setzten Herr und Frau Güneş auf das Briefeschreiben, das ihnen mehr Raum zum Ausdrücken von Gefühlen ließ. Die Zeit der räumlichen Trennung nehmen sie retrospektiv nicht als Belastung war. Sie sehen sie als Bekenntnis zu ihrer Ehe sowie als Teil ihrer Paar-Identität und Medienbiografie.

Textbasierte Kommunikation im digitalen Zeitalter findet via E-Mails, Instant Messenger und SMS statt. Doch als wohl bedeutendste Veränderung der virtuell ko-präsenten Kommunikation zählt die *multimedia communication* (vgl. Madianou/Miller 2012, S. 113 ff.). Webcams bieten nicht nur, aber insbesondere Kindern ohne Lese- und Schreibkompetenz die Möglichkeit, mit Familienmitgliedern audiovisuelle Kopräsenz

herstellen zu können. So beschreibt Monika Wolf die Skype-Schaltungen zu ihrem Mann nach Katar als intuitiv-spontanes virtuelles Miteinander, ermöglicht durch die kostenlose Nutzung.

Monika Wolf: [...] also die kinder rennen dann mal hin dann rennen se wieder weg und dann komm se wieder dann isch ihnen wieder was eingfallen. skype isch ja gottseidank kostenlos des macht ja kein- des isch ja kein problem.

Für Mamdouh Eman, der für mehrere Monate beruflich bedingt von der Familie getrennt leben muss, bietet Skype die einzige Möglichkeit, Erziehungsaufgaben wahrzunehmen und seiner Rolle als Vater gerecht zu werden.

3.2.2 Bewältigungsstrategie: Rezipieren und Informieren

Erst seit wenigen Jahren beschäftigt sich die Forschung mit der Bedeutung herkunftssprachlicher Medienangebote für Menschen mit Migrationshintergrund. Für diesen Beitrag ist die Frage zentral, wie sie durch die Rezeption und Information ihre multi-lokale Lebenssituation bewältigen. Hierfür wird zwischen dem rezipierten Inhalt, der Rezeptionssituation sowie der generellen Rezeptionskultur unterschieden. Für Herrn Güneş, der seit seiner Kindheit in Deutschland lebt, spielen herkunftssprachliche *Medieninhalte* eine große Rolle. In seiner Kindheit bildete insbesondere ein türkischsprachiges Radioangebot eine Brücke zwischen Deutschland und der Türkei.

Herr Güneş: [...] was für uns BEGEISTERND war damals in den achtziger jahn. da gabs ein radio das tükisch ausge- ausstrahlte und zwar aus köln. und des kam dann jeden tag zwischen neunzehn und zwanzig uhr. dann war da warn wir alle unsre geschwister da [...] und dann hörten wir da zu was in der türkei passierte. des war für uns (--) ne brücke zwischen türkei und deutschland [61]

Neben dem reinen Inhalt kommt der *Rezeptionssituation* eine große Bedeutung zu. Eine besondere Kompetenz von Menschen mit Migrationshintergrund stellt die Mehrfachzugehörigkeit zu verschiedenen (Medien-)kulturen dar, die eine symbolische Ressource für die Identitätskonstruktion der betreffenden Personen bilden. Das Kontakthalten mit der Herkunftskultur über Medien ermöglicht Kontinuität im Migrationsprozess. Sprache als Ausdrucksmittel ist nach Holzwarth weniger wichtig als der präsentativ symbolische und körperliche Ausdruck, der sich unter anderem im Sport wiederfindet (vgl. Holzwarth 2007, S. 57). Familie Güneş schaut gemeinsam gerne Fußball und fiebert mit dem türkischen Nationalteam mit. Der fünfjährige Bülent hingegen sieht sich klar als Deutscher. Auf das doing family bezogen ließe sich hier ein Widerspruch erahnen. Doch wenn Raum für eine Mehrfachzugehörigkeit vorhanden ist, tritt die nationale Zuordnung in den Hintergrund. Das Fußball-Schauen wird zum dominierenden gemeinschaftsstiftenden Moment.

Hinter dem Konzept des doing family verbirgt sich nicht nur die reine Praxis. Zentral ist auch das erzeugte Selbstbild, welches in Sinngebungsprozessen kontinuierlich erzeugt und bestärkt wird. Diese „Idee von sich selbst“ wird unter anderem durch sprachliche Zuschreibungen verdeutlicht (vgl. von der Hagen-Demszky 2011, S. 124). Monika Wolf

beschreibt die Besonderheit, die ihre Familie auszeichnet als „MULTI-kulti familie“, die sich auch in der *Rezeptionskultur* zeigt.

Monika Wolf: [...] erstens mal sin wir natürlich ne MULTI-kulti familie ne? [...] sehr viel weltoffenheit bedeutet das auch für die kinder die werden relativ ja multikulturell erzogen einfach ne? [...] auf der anderen seite birgt des natürlich auch viele KONFLIKTHerde ganz ganz klar weil verschiedene religionen verschiedene kulturen verschiedene weltansichten ja? [...] gibt natürlich auch diskussionsstoff, sehr viel diskussionsstoff. besonders natürlich für uns erwachsene ganz klar, wenss um die erziehung der kinder geht um die MEDIEN. was grade den medienKONSUM auch weil (--) ja des natürlich in ägypten anders gehandhabt wird vielleicht wie in deutschland oder generell im ausland.

Es ist eine große Herausforderung, unter diesen Gegebenheiten ein harmonisches gemeinsames Selbstbild zu erzeugen. Die Herstellungsleistung erbringt Familie Wolf/ Eman in erster Linie dadurch, dass sie ihre multikulturellen Wurzeln anerkennt und zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen macht.

3.2.3 Bewältigungsstrategie: Aktives Medienhandeln – spielen, singen und Medien produzieren

Die gemeinsame Zuwendung zu Medien über interaktive Medienhandlungen spielt eine große Rolle für Praktiken des doing family in multilokalen Lebenszusammenhängen. Dabei bergen Computerspiele, Musik und Fotografie die Chance in sich, gemeinschaftsstiftende Funktionen zu entfernt lebenden oder selten anwesenden Verwandten zu erfüllen (vgl. Wagner 2008, 5. 125 f.). Auch eigene empirische Ergebnisse lassen vermuten, dass Familien über aktives Medienhandeln Zusammenhalt herstellen. Dies geschieht größtenteils subtil. So nutzen der zehn-jährige Tony und sein getrennt lebender Vater die gemeinsamen Wochenenden, um zusammen Computerspiele zu spielen. Dieses Geheimnis vor Mutter und Schwester stellt einen gemeinschaftsstiftenden Moment dar und bestärkt ihr kleines Familiensystem. Ebenso lässt das gemeinsame Musikhören und Mitsingen auf der emotional schwierigen Fahrt zur Wochenendbeziehung der Mutter Familie Covo näher zusammenrücken.

Darüber hinaus kommt dem Produzieren, Be- und Verarbeiten sowie Austauschen von Medienprodukten eine besondere Bedeutung in multilokal lebenden Familien zu. So haben dort beispielsweise Familienfotografien eine lange Tradition als hoher emotionaler und symbolischer Stellenwert. Insbesondere für Familien in belasteten Lebenslagen, die unter einem den familialen Zusammenhalt überschattenden Schicksal wie Tod oder Trennung leiden, kann die fotografische Praxis ein positives Potenzial entfalten (vgl. Berger 2010, 5. 8). Zwei Strategien lassen sich im Produktionsprozess in multilokalen Familien unterscheiden. Zum einen werden Medienprodukte für die eigene Lebenswelt erstellt, aufbewahrt und ausgestellt. Sie dienen dazu, sich selbst der Familie zu vergewissern und eine audiovisuelle Ko-Präsenz der entfernt lebenden Familienmitglieder zu schaffen. Zum anderen setzen Familien [62] Medienproduktionen ein, um andere an ihrem Leben teilhaben zu lassen. So fotografiert Monika Wolf

beispielsweise nicht nur das Seepferdchen-Abzeichen der Kinder, sondern scannt auch deren Zeichnungen ein, um sie an die Großeltern und den Vater per E-Mail zu senden.

Es lässt sich folgendes Zwischenfazit ziehen: Familien in multilokalen Lebenssituationen bedienen sich eines breiten Repertoires an medialen Bewältigungsstrategien, die auf die Herstellung von Familie über räumliche Grenzen hinweg abzielen. Sie üben im Idealfall eine Fülle an Praktiken aus, die sich je nach Situation und Medienkompetenz der Akteure unterscheiden lassen. Im Folgenden werden die Funktionen, die Medien als Bewältigungsressource für multilokale Familien erfüllen, analysiert.

3.3 Von Exklusion bis Inklusion: Funktionen familialer Medienpraktiken im Kontext von Multilokalität

Seit einiger Zeit wird der Begriff der Inklusion als ein ‚In-Wort‘ gehandelt. In der Regel verbirgt sich hinter Inklusion ein Konzept, das Partizipationschancen am Bildungssystem im Sinne einer „Zugehörigkeit aller“ zum Ziel hat (vgl. MoggeGrotjan 2012, S. 12 ff.). Im Folgenden wird ein erster Versuch unternommen, die Konzepte der Inklusion, Integration, Segregation sowie Exklusion auf Strategien des doing family im Kontext von Multilokalität und Medien anzuwenden. Als Erklärungsfolie dient Scholz⁴ Darstellung der Einteilung nach Sander und Hinz (vgl. Scholz 2009).

Der Begriff der *Exklusion* besagt, dass Personen oder Gruppen von bestimmten Praktiken oder symbolischen Zugehörigkeiten ausgeschlossen werden und ihnen das Recht sowie die Möglichkeit an der Teilhabe verwehrt wird. Der Blick auf mediale Praktiken des doing family zeigt, dass beispielsweise Fotografien familiäre Zugehörigkeit inszenieren können. Dabei besteht die Möglichkeit, Familienmitglieder temporär oder dauerhaft auszuschließen. So geht Lola dem Kontakt zu dem von der Familie getrennt lebenden Vater auch medial aus dem Weg. Weder hängt sein Foto an ihrer Familien- und Freundefotowand, noch wird er berücksichtigt, als sie ihrer Mutter ein Fotoalbum „der ganzen Familie“ zum Geburtstag schenkt. Stattdessen mutet das Album wie eine rituelle Einführung des neuen Partners der Mutter sowie seiner Familie an. Medien unterstützen Lola dabei, ihre ‚neue‘ Familie zu manifestieren und den Vater als solchen auszuschließen.

Segregation bedeutet, dass die Grundgesamtheit in unterschiedliche Gruppen aufgeteilt wird. Familie Covo hat ein Verständnis von Verwandtschaft, das stark auf biologischen Merkmalen und dem Gedanken des gemeinsamen Haushaltes beruht. Die Kinder des Partners als Geschwister anzunehmen, verwehren die beiden Töchter. Dieses Verständnis, dass sie und ihre Mutter ein System bilden und der Partner und seine Kinder ein weiteres, spiegelt sich auch in der medialen Herstellung von Familie wider. Weder Medien als Gesprächsinhalt noch Ausflüge ins Kino werden von den Mädchen genutzt, um sich als ganze Familie zu erleben. Stattdessen bestärken Miranda und Leonie ihre Kernfamilie, beispielsweise bei „Frauenabenden“ vor dem Fernseher.

4 Auf die Darstellung der fünften Phase „Vielfalt als Normalfall“ wird verzichtet, da sie in Bezug auf den Gegenstand des Beitrags als nachrangig erachtet wird.

Scholz definiert *Integration* durch das Existieren verschiedener Gruppen innerhalb eines Gesamtsystems. Mitglieder einzelner Gruppen können mithilfe eines Unterstützers in andere Gruppen integriert werden. Dieser kann in der Familie medialer Natur sein, wie das Beispiel von Familie Güneş zeigt. Da die Familie unter der *räumlichen* Trennung leidet, hält sie seit einiger Zeit via Skype Kontakt. Die Webcam ermöglicht den Beteiligten, sich visuell nahe zu sein und ein Gefühl von Gemeinschaft aufrechtzuerhalten.

Melek: zum beispiel jetzt in der türkei können se s meine oma und mein opa HIER also die wo hier wohnen und so, die sin also net so hier. also die können des net so die haben des net so gelernt aber meine mama ihre eltern schon

Frau Güneş: ja. mit kontakte schön ja und kucken

Melek: des ham se auch extra gekauft halt mit denen im ausl- die wo im ausland sind (--) zu kommunizieren

Herr Güneş: ja des isch eines der vorteile eigentlich. mit dieses skype oder jetzt grad videounterhaltung. fortzuführen jetzt wie gerade meine frau wenn sie die eltern jetzt nich sieht. die sind schon so weit da unten, dass sie sich n eigenes (--) laptop gekauft ham mit webcam und sich dann auch dafür entschieden haben irgendwie es zu lernen. [63]

In der Phase der *Inklusion* gilt Heterogenität als Normalität. Jeder und jedem werden Besonderheiten zugesprochen, die wiederum für familiäre Themen fruchtbar gemacht werden. Dazu kann beispielsweise die Teilhabe an der Erziehung zählen, die Mamdouh Eman durch Skype ermöglicht wird.

Monika Wolf: klar wir versuchen uns jetzt einfach hierwieder irgendwie (--) zu FINDEN als HALBE familie. skypen natürlich viel mit papa. ganz ganz klar. (--) diskutiern natürlich auch viel mit papa der muss ja involviert werden, der is ja (--) immer noch existent also is nich so dass wir jetzt GETRENNT leben würden. wir leben nur räumlich getrennt.

Doch wie sehr können die räumlichen Unterschiede tatsächlich medial relativiert werden? Das folgende Kapitel zeigt Potenziale und Grenzen auf, die das medial gestützte doing family begünstigen oder beeinträchtigen können. Außerdem weitert es den Blick für (medien-) pädagogische Handlungsfelder, die sich aus den Ergebnissen dieses Beitrags ableiten lassen.

4 Familie, Multilokalität, Medien – Potenziale, Grenzen und (medien-) pädagogische Handlungsfelder

4.1 Potenzial: intergenerative Medienbildung

Der Wunsch nach Inklusion und Teilhabe am Familienleben bestärkt Familienmitglieder, spezielle Bewältigungskompetenzen zu entwickeln. Es entstehen Räume, in denen sich Familienmitglieder mit Medien auseinandersetzen und ‚begegnen‘. Hier eröffnet sich ein großes Potenzial für intergenerative Medienbildungsmomente. (vgl. hierzu

Schäffer 2010, S. 18 ff.). Die Familienmitglieder müssen dabei im Sinne einer „denkenden Erfahrung“ nach Dewey (vgl. Niesyto 2012, S. 49) ihre bisherige Weltanschauung überwinden, neue Ausdrucksformen erlernen und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel etablieren. Durch die sinnlich-emotionale (Medien-)Erfahrung, das Experimentieren und die reflexive Verarbeitung begeben sie sich in einen gemeinsamen Medienbildungsprozess, der neben dem Voneinander- das Miteinander-Lernen ins Zentrum rückt. Während dieses Prozesses erweitern die Familienmitglieder sukzessive ihren Handlungsraum und integrieren neue Ausdrucksmöglichkeiten. Aus einer multi-lokalen Familiensituation kann so, wie bei Familie Güneş, ein gemeinsamer Lernraum entstehen. Alle Generationen entwickeln dabei Medienkompetenzen, die nicht nur für die Bewältigung der räumlichen Trennung eingesetzt werden, sondern auch in anderen Lebensbereichen Partizipationschancen eröffnen.

4.2 Grenzen – wenn Medien nicht unterstützen können

Doch nicht immer können Medien eine Hilfestellung bieten, bspw. bei *familienimmanenten Barrieren*. Denn wo Konflikte zu zentral sind, helfen auch Technologien nicht über die Klüfte hinweg, wie im Fall von Miranda und Leonie, wo der Kontakt zu den in Italien lebenden Eltern des Vaters zunehmend abbricht. Weder per Telefon noch über das Internet haben die Großeltern Interesse an einem Austausch. Manchmal stehen auch *strukturimmanente Grenzen* wie organisatorische Schwierigkeiten im Weg. Wenngleich Neue Medien zeit- und ortsungebunden sein können, gegen Arbeitszeiten, Zeitverschiebung oder anderweitige Verpflichtungen können sie nichts ausrichten.

Der wohl wichtigste Aspekt offenbart sich in den „*medien(kompetenz)immanenten*“ *Barrieren*. So zeigt der Blick auf Familie Wolf/Eman, dass der ortsgebundene Rechner den situativen Handlungsspielraum des Vaters massiv einschränkt.

Monika Wolf: machmal gibt's natürlich auch tage, da will keiner mit ihm reden [...] klar is für ihn dann auch nich einfach ne? vor allen dingen wenn dann irgend- vielleicht dann einer merkt, dass ich was über ihn gsagt hab ne? wenss irgendwie stress gab oder keine ahnung des gibts ja [...] wenn dann mal was gsagt hasch, da will dann plötzlich derjenige nicht mit papa sprechen, weil er dann denkt, oh vielleicht sagt der papa dann was [64]

An das Gerät ‚gefesselt‘ kann er nicht hinter den Kindern hergehen, wenn sie sich ihm entziehen, so sehr Monika Wolf auch anstrebt, ihren Mann in die Erziehungsprozesse zu inkludieren.

Auch Frau Covo kann die Fernbeziehung zu ihrem Partner unter der Woche nur mit Unterstützung des Telefons bewältigen. Die Verlagerung des emotional-körperlichen Teils der Beziehung auf das Wochenende und die Überhöhung der Erwartungen führen häufig zu Konflikten.

Frau Covo. [...] s gibt momente da, da bräucht mr oifach au mol am mittwoch obend jemand, der gar et mit oim redet, sondern oifach bloss in dr arm nimmt. (-) und des

geht nedda! WIR HABEN NUR DAS TELEFON unter der woche. und dann staut sich manchmal so viel aufs wochenende und mr bräuchte ganz arg viel und der andere vielleicht au und man kanns ed geba und dann machts bumm! [...] und ich hasse dinge wie FACEbook! i find des unmöglich! und i hab da echt koin BOCK mit, mit dr WEB-cam und, nee! des isch's net für mi!

Wenngleich ihr Partner Neuen Medien gegenüber offen wäre, um der Beziehung spontane Fürsorgeleistungen und eine virtuell-audiovisuelle Ko-Präsenz zu ermöglichen, verweigert sich Frau Covo jedweder Kommunikation, die über das Telefon hinausgeht. Für sie haben Neue Medien keine integrierende oder gar inkludierende Bewältigungsfunktion. Sie überlegt sich sogar, die Beziehung zu beenden.

Es zeigt sich, dass verschiedene Faktoren eine geglückte Inklusion oder Integration von entfernt lebenden Familienmitgliedern behindern können. Dazu können soziale oder strukturelle Barrieren zählen, aber auch ein Mangel an Medienkompetenz. Oft stehen zudem Ängste und Unwissen über medienbezogene Möglichkeiten der Herstellung von Familie im Weg. Die Aufgabe der Medienpädagogik ist es, Wege aufzuzeigen, wie Familien Medien als Bewältigungsressourcen einsetzen können. Daraus ergeben sich verschiedene Handlungsfelder und Forderungen an die (medien-)pädagogische Praxis und Forschung.

4.4 (Medien-)pädagogische Handlungsfelder und Forderungen

Die Ergebnisse des Beitrags zeigen, dass die Desiderate im Spannungsfeld von Familie, Multilokalität und Medien einer empirischen Aufarbeitung bedürfen. Insbesondere die Forschung zu medialen Bewältigungsstrategien und Herstellungspraktiken von Familie muss weiter ausgebaut werden, um multilokales Familienleben besser verstehen und adäquat unterstützen zu können. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Multilokalitätsformen sowie den Chancen und Grenzen bestimmter Medien kann dabei zum Forschungsgegenstand gemacht werden. Diese darf aber nicht nur bei der Untersuchung von Kommunikationsstrategien stehen bleiben. Vielmehr sollten Forschungsprojekte unterschiedliche Medienpraktiken einbeziehen und diese kritisch hinterfragen. Ein Aspekt, der bislang von der medienpädagogischen Forschung und Praxis wenig Beachtung erfuhr, ist die Bedeutung von Familienfotografie für das doing family während Phasen der dynamischen Familienentwicklung. Eventuell eignen sich Projekte der medienpädagogischen Praxisforschung mit betroffenen Familien, um Potenziale herauszuarbeiten, denn Multilokalität in Familien ist in der Mitte unseres gesellschaftlichen Miteinanders und muss bei der Gestaltung (medien-)pädagogischer Angebote mitgedacht werden. Das Wissen um entsprechende mediale Bewältigungsressourcen ist hierfür unentbehrlich und sollte nicht nur Akteuren der Medienpädagogik, sondern auch der allgemeinen Sozialpädagogik zugänglich gemacht werden. Insbesondere Projekte der intergenerativen Medienarbeit mit Familien eröffnen vielfältige Partizipationschancen und Medienbildungsmomente. Hierzu ist die Verankerung medienpädagogischer Aus- und Weiterbildung in Familienhilfe und informellen Lernsettings unabdingbar. Nur wer Medien als integralen, selbstverständ-

lichen Bestandteil familialer Lebenswelten akzeptiert, kann eine bedürfnisorientierte, zielgruppensensible Unterstützung zur Lebensbewältigung in Familien leisten. [65]

Literatur

Berger, Katrin (2010). „Das sind wir!“ Zur Bedeutung fotografischer Praxis für Familien. Eine Studie am Beispiel der Familienfotografie. In: Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik 13/2010. www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user_fites/Online-Magazin/Ausgabe13/Studierendel3.pdf [Zugriff: 22.12.2010]

Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang (2001). Pädagogik und Arbeitsgesellschaft. Historische Grundlagen und theoretische Ansätze für eine sozialpolitisch reflexive Pädagogik. Weinheim/München: Juventa.

Eggert, Susanne (2010). Medien im Integrationsprozess: Motor oder Bremse? Die Rolle der Medien bei der Integration von Heranwachsenden aus der ehemaligen Sowjetunion. München: kopaed.

Holzwarth, Peter (2007). Mehrfachzugehörigkeit und hybride Identitäten. Jugendliche mit (und ohne) Migrationshintergrund. In: Lauffer, Jürgen/Rölleke, Renate (Hrsg.), Dieter Baacke Preis. Mediale Sozialisation und Bildung. Methoden und Konzepte medienpädagogischer Projekte. Handbuch 2. Bielefeld: GMK, S. 52-65.

Jurczyk, Karin/Keddi, Barbara/Lange, Andreas/Zerle, Claudia(2009). Zur Herstellung von Familie. In: DJI Bulletin 88 PLUS, 4/2009, S. 1-VIII.

Jurczyk, Karin/Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy/Lange, Andreas/Voß, G. Günter (2009). Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin. edition sigma.

Lange, Andreas (2009). Mediennutzung im Kontext multilokaler Mehrgenerationenfamilien. In: Schorb, Bernd/ Hartung, Anja/Reißmann, Wolfgang (Hrsg.), Medien und höheres Lebensalter. Theorie – Forschung – Praxis. Wiesbaden: VS Verlag, S. 60-72.

Lück, Detlef (2011). Multi-locality and the pluralisation of living arrangements: How and why is family life changing over the course of the last 50 years? Vortrag auf dem DJI Workshop „The Everyday Life of Multi-Local Families. Concepts, Methods and the Example of Post-Separation Families.“, 20.10.2011, München. www.dji.de/workshop/multilocal_families/Lueck.pdf [Zugriff: 23.04.2012]

Madianou, Mirca/Miller, Daniel (2012). Migration and New Media. Transnational Families and Polymedia. London/New York: Routledge.

Mogge-Grotjahn, Hildegard (2012). Soziale Inklusion – nur ein Modewort? In: merz, 56 (1), S. 12-15.

Niesyto, Horst (2012). Bildungsprozesse unter den Bedingungen medialer Beschleunigung. In: Bukow, Gerhard/ Fromme, Johannes/Jörissen, Benjamin (Hrsg.), Raum, Zeit, Medienbildung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 47-66.

Peuckert, Rüdiger (2007). Zur aktuellen Lage der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.), Handbuch Familie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 36-56.

Schäffer, Burkhard (2010). Medien: Brücke oder Barriere zwischen Generationen? Medienhandeln als Modus intergenerativer Verständigung in Familie und Schule. In: COMPUTER + UNTERRICHT. Nr. 80. Spezial familie & medien, S. 17-20.

Schier, Michaela (2009). Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie. Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: Informationen zur Raumentwicklung. Heft 1/2.2009, S. 55-66.

Scholz, Markus (2009). Integration und Inklusion – zwischen theoretischem Anspruch und Realität. Internet: <http://bidok.uibk.ac.at/library/scholz-integration.html> [Zugriff: 12.02.2012]

Silva, Elizabeth B./Smart, Carol (2004). The ‚New‘ Practices and Politics of Family Life. In: Silva, Elizabeth B./Smart, Carol (Hrsg.), The new family? Auflage 4. London: SAGE, pp. 1-12.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996). Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

von der Hagen-Demsky, Alma (2011). Familiäre Bildungswelten - Familiäre Lebensführung als Ressource oder Restriktion? In: Lange, Andreas/Xyländer, Margret (Hrsg.), Bildungswelt Familie. Theoretische Rahmung, empirische Befunde und disziplinäre Perspektiven. Weinheim/München: Juventa, S. 95-116.

Wagner, Ulrike (Hrsg.) (2008). Medienhandeln in Hauptschulmilieus. Mediale Interaktion und Produktion als Bildungsressource. München: kopaed.